

In der Rubrik LABOR erscheinen Skizzen, Entwürfe, Polemiken (Erwiderungen sind erwünscht) zu wissenschaftlich oder literarisch aktuellen Themen, Gedankensplitter zu großen Problemen wie zur mikrophilologischen Trouville. LABOR soll Experimentcharakter haben: ein Startplatz für Ideen-Luftballons sein, Einfallen und - inhaltlichen wie formalen - Abweichungen eine Chance geben, soll offen sein auch für zugespitzte Stellungnahmen zum kulturellen Zeitgeschehen - in der Literatur, in den Medien, in den Literatur- und Sprachwissenschaften. Es wäre willkommen, wenn im LABOR auch Diskussionen stattfinden.

LiLi-Leser sind herzlich eingeladen, Manuskripte an einen der Herausgeber zu schicken.

Wolfgang Klein

Schreiben oder Lesen, aber nicht beides, oder:
Vorschlag zur Wiedereinführung der Keilschrift mittels
Hammer und Meißel

Ich halte dafür, daß das einzige Ziel der Wissenschaft darin besteht, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern.

Galilei, laut Brecht

Die Motive, welche den einzelnen dazu veranlassen, seine Mühen auf den Fortschritt der Wissenschaft zu richten, sind sehr verschieden und meist gemischter Natur. Im besonderen als Geisteswissenschaftler mag man sich fragen, oder vielmehr nicht fragen, was denn an unserer Arbeit angetan ist, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern. Eine neue Ausgabe der Werke Zinzendorfs? Eine filigrane Studie der Nebensatzeinleitenden Konjunktionen bei Wolfram? Eine Parametrisierung des „empty category principle“ für nichtkonfigurationelle Dialekte des Italienischen? Wir setzen unsere Ziele etwas tiefer an und begnügen uns, nicht ohne einen leisen Anflug der Befriedigung, mit dem Hinweis, daß unsere Arbeit, im Gegensatz zu jener der Naturwissenschaftler, auch niemandem schadet. Im übrigen aber sind wir untereinander und mit jenen in einem Punkt einig: Wir möchten zum Fortschritt der Erkenntnis beitragen. Aber wir sind uns auch darin einig, daß wir damit nicht nur uns selbst dienen wollen. Wer eine Erkenntnis gewonnen hat, möchte diese nicht für sich behalten, son-

dern sie all jenen, die sich möglicherweise dafür interessieren, weitervermitteln. Der Wissenschaftler möchte schreiben und auch gelesen werden.

Nun war das Aufschreiben der Erkenntnis immer schon ein mühseliger und zeitraubender Vorgang, und zwar aus zwei Gründen. Zum einen ist es nicht einfach, seine Gedanken auf die Reihe zu bringen und in verständliche Worte zu kleiden. Daran hat sich, seit die Menschen überhaupt ihre Gedanken aufschreiben, nichts geändert. Zum andern hat man auch die technische Mühsal. Die Erfinder der Keilschrift haben das, was sie festgehalten haben wollten, in Tontafeln gedrückt oder, falls es wichtiger war, mit Hammer und Meißel in den Fels geschlagen. In diesem Punkt hat uns der rastlose Erfindergeist des Menschen das Leben erheblich erleichtert. Ich überspringe die lange Entwicklung von der Summern bis zur Gegenwart und erinnere nur daran, daß wir heute unter anderem folgendes haben:

- den Computer mit Textverarbeitung und Rechtschreibkorrektur, der es uns möglich macht, ohne lange Denkpausen etwas herunterzuhämmern, das nachher wie ein gedrucktes Buch aussieht,
- die Fotokopiermaschine, die uns erlaubt, dieses Dokument sofort allen Freunden und Kollegen zugänglich zu machen,
- die elektronische Datenfernübertragung, die den Zeitraum zwischen Abschluß des Schreibens und denkbarem Beginn des Lesens auf Sekunden verkürzt,
- die vollautomatisierte Datenbank, die das klassische langwierige Zusammensuchen der Fakten, Zitate und Referenzen aus Zettelkästen radikal vereinfacht und damit eine umfassende Schlepptischforschung möglich gemacht hat.

Wahrscheinlich wird es in einigen Jahren auch eine Maschine geben, in die man einige alte Aufsätze eingibt sowie das eine oder andere von einem andern Autor und die dann automatisch einen neuen Aufsatz, eventuell auch ein ganzes Buch, verfertigt. Aber auch so: Die Technik hat einiges dazu getan, um die Produktion zu erleichtern und zu beschleunigen. Entsprechend ist sie gewachsen. Nichts Vergleichbares wurde jedoch für die Rezeption getan. Es wird immer mehr immer leichter produziert, und man kann immer weniger davon rezipieren. Der Tag dauert immer noch vierundzwanzig Stunden, und während wir hier sitzen und schreiben, kommen immer neue Fotokopien und Aufsätze und Bücher herein, die sich auf dem Schreibtisch stapeln, wo sie von Zeit zu Zeit nach selbsterdachten Systemen umgeschichtet werden, bis man endlich denkt, daß sie überholt sind und im Archiv abgelagert werden können. Was uns fehlt, ist ein kleines Gerät, das es uns gestatten würde, schneller und mehr zu lesen, möglichst mit Korrekturmöglichkeit und automatischer Einordnung der Ergebnisse, so vorhanden. Solange wir dies nicht haben, ist der gesamte wissenschaftliche Diskurs durch die einseitige Beschleunigung der Produktion aus der Balance. Er gleicht jenen Gesprächen unter Leuten, die viel wissen und viel erfahren haben im Leben, bei denen viel geredet wird, aber niemand zuhört und ein jeder nur auf eine Stelle wartet, bei der er einhaken und selbst etwas zum besten geben kann. Es

genügt nicht, daß die Alma mater Butterberge produziert; irgendjemand muß die Butter auch aufessen.

Eine der deprimierendsten Rechnungen, die man als Geisteswissenschaftler anstellen kann, ist die folgende. Nehmen wir an, man liest am Tag ein Buch; die wenigsten schaffen dies im Durchschnitt, aber nehmen wir es einmal an. Das sind 365 im Jahr, folglich 18 262 in fünfzig Jahren (Schaltjahre eingerechnet). Wenn man im Alter von zehn Jahren anfängt und bis zum achtzigsten jeden Tag ein Buch liest, dann schafft man immerhin rund 25 000. Der geneigte Leser kann sich also jetzt ausrechnen, wieviel er noch lesen kann. Eine bessere Seminarbibliothek hat schon einige hunderttausend, und jeden Tag, jeden Tag, ach was, jede Stunde kommen neue herein.

Was kann man tun, um dieser geistigen Überdüngung Herr zu werden? Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder man verringert die Produktion, oder man steigert die Rezeption.

Letzteres stößt an gewisse natürliche Grenzen. Wir können einfach nicht schneller lesen, insbesondere wenn man auch hin und wieder über das Gelesene nachdenken möchte. Aber selbst wenn man von letzterem Abstand nimmt - mehr als ein Buch am Tag ist im Schnitt nicht zu schaffen; schließlich hat man ja auch noch Familie. Also doch eine Lesemaschine, die für uns liest und, falls erforderlich, kleine Zusammenfassungen verfertigt, die wir dann - je nachdem - selber lesen oder wiederum in eine Lesemaschine eingeben. Technisch ließe sich dies sicher lösen, und wir könnten dann auch noch den Rest der Zeit, den wir bislang aufs Lesen verwenden, anderen Tätigkeiten, insbesondere dem Schreiben, widmen. Bloß: Es ist nicht so recht befriedigend, wenn man weiß, daß das, was man zu Papier gebracht hat, nur von einer Lesemaschine zur Kenntnis genommen wird. Und außerdem: Warum schreiben wir dann nicht selber gleich Kurzfassungen? Dies bringt uns auf den anderen Weg, nämlich Verringerung der Produktion.

Hier kann man sich zwei Wege denken. Zum einen könnte man die Produktion wiederum erheblich erschweren. Verschiedene Formen sind denkbar. Man könnte durch kulturellen oder gar legislativen Druck versuchen, älteren Produktionsmethoden zu neuer Geltung zu verhelfen, wie man dies ja auch in der Landwirtschaft nicht ohne Erfolg versucht. Gänsekiel und selbstgeriebene Tinte auf Pergament würden den Produktionsprozeß erheblich retardieren. Für wirklich wichtige Erkenntnisse könnte man auf Hammer und Meißel und Keilschrift zurückgreifen (Keilschrift ist einfacher als römische Unziale). Bei diesem Verfahren würde man sich sicher jedes Wort überlegen (dieser Aufsatz wäre z. B. nicht geschrieben worden). Ist aber dem Geisteswissenschaftler ein solches Ausmaß an manueller Arbeit zumutbar? Ich denke schon. Aber es ließen sich auch andere, dem Selbstverständnis des Intellektuellen angemessenere Wege denken.

Man könnte daran denken, für wissenschaftliche Veröffentlichungen die bekannte, aber schon lange vernachlässigte Form des Lehrgedichts vorzuschrei-

ben. Nicht jeder schreibt Hexameter so leicht dahin wie das, was uns heute als wissenschaftliche Prosa verkauft wird. Freilich steht zu befürchten, daß in kürzester Zeit die geeignete Software entwickelt würde, die das Rohmanuskript on line in vorher festgelegte Versformen umgießt; dieser Weg führt also nicht weit.

Es bleibt ein letzter Weg, den ich hiermit ernsthaft vorschlage. Er lautet:

Ein jeder Wissenschaftler an einer deutschen Universität oder sonstigen Forschungseinrichtung darf und muß im Jahr genau dreißig Seiten veröffentlichen.

Dies würde sofort das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen. Es würde einen jeden außerdem dazu zwingen, sehr genau über das nachzudenken, was er wirklich auf diesen dreißig Seiten sagen will. Und es hätte drittens den Vorzug, daß Berufungskommissionen in Zukunft nicht mehr Zahl und Umfang der Veröffentlichungen ermitteln, sondern die Arbeiten der Kandidaten selbst sorgfältig lesen und ihr Urteil darauf gründen können.

Man könnte noch einige kleinere Modifikationen vorsehen. Beispielsweise sollte es mit Erlaubnis des Dekans möglich sein, das Deputat über einige Jahre auflaufen zu lassen, so daß man etwa nicht fünfmal dreißig, sondern einmal hundertfünfzig Seiten veröffentlicht. Auch ließe sich ein Bonus bzw. Malus einführen. Ein Nobelpreisträger erhält etwa zwanzig Seiten extra. Ebenso sind Ausnahmestimmungen für dringend benötigte Lehrbücher denkbar. Andere Abweichungen sind vorstellbar und könnten durch geeignete Durchführungsbestimmungen geregelt werden. Man muß nur darauf achten, daß die Essenz des Vorschlags nicht verwässert wird.